

Die Morgenandacht

Montag bis Samstag, 5.55 Uhr (NDR Info) und 7.50 Uhr (NDR Kultur)

26. Juli – 1. August 2021: „Aufgeschlüsselt - Schlüsselworte & Schlüsselszenen“

Von Andrea Busse, Pastorin in Hamburg

Das Thema „Schlüssel“ zieht sich als roter Faden durch die Woche. Wir begegnen Petrus, schauen einen Film, lesen ein Gedicht und einen Comic und sind bei Flucht und Inklusion dabei.



Die Autorin

Redaktion:
Radiopastor Marco Voigt

Evangelische Kirche im NDR
Redaktion Kiel
Gartenstraße 20, 24103 Kiel
Tel. (0431) 55 77 96 10
www.ndr.de/kirche

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung der Ev. Kirche im NDR zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Montag, 26. Juli 2021

Kommt ein Pastor an die Himmelstüre und muss warten. Kommt ein Busfahrer und wird sofort eingelassen. Beklagt sich der Pastor: „Warum muss ich warten? Ich bin doch vom Fach!“ Antwortet Petrus: „Wenn du gepredigt hast, haben alle Leute geschlafen. Wenn der Busfahrer Bus gefahren ist, haben sie alle gebetet!“

Es gibt unendlich viele mehr oder weniger gute Witze, die von Petrus an der Himmelstür erzählen. Er hat die Schlüsselgewalt. Das steht schon so in der Bibel: „Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben“, sagt Jesus zu ihm. Und deswegen wird der Apostel Petrus auch immer mit einem Schlüssel in der Hand dargestellt. Meistens hat er in der anderen Hand die Bibel, das Wort Gottes. Denn im Endeffekt sind es natürlich Worte, die uns den Himmel aufschließen können.

Worte sind mächtige Türöffner. „Ich weiß, dass du das kannst“, sagt die Lehrerin zu einem Schüler, der bisher damit auffiel, dass er nichts konnte. Und wie wenn eine Tür aufgestoßen worden wäre, blüht der Junge plötzlich auf. Oder ein „Ich liebe dich“ – wenn das mal nicht den Weg für himmlische Momente öffnet!

Und so überreicht Jesus Petrus natürlich keinen echten Schlüssel aus Metall, sondern Schlüsselworte: „Was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein.“ Jesus legt damit die Vollmacht, Sünden zu vergeben, in menschliche Hände. Die meisten von uns hören da wahrscheinlich immer gleich etwas von kirchlichem Amtsverständnis, Hierarchie und päpstlicher Autorität mit. Aber warum eigentlich? Wir alle haben diesen Schlüssel in der Hand. Immer wieder mal verletzen uns andere Menschen, und es liegt in unserer Hand, ihnen zu vergeben oder nicht. Umgekehrt passiert es uns, dass wir an anderen schuldig werden und diese dann dicht machen. Eine Tür fällt ins Schloss und kann nur durch eine Entschuldigung und ein „Ich kann dir verzeihen“ wieder geöffnet werden. Sünde heißt ja nicht in erster Linie moralisches Vergehen, sondern „Absondern“, getrennt sein voneinander. Wie wenn es eine verschlossene Tür gäbe zwischen mir und anderen, zwischen mir und Gott, und manchmal fühle ich mich sogar von mir selbst getrennt, stehe neben mir.

Den Schlüssel für diese Tür hat Gott uns Menschen anvertraut. Er liegt in Worten. Wer solche heilsamen Worte sucht, die verschlossene Türen öffnen können, der kann in das Buch schauen, das Petrus in der Hand hält. Die Bibel erzählt viele Schlüsselgeschichten. Und davon, wie sich der Himmel auftun kann.

Dienstag, 27. Juli 2021

Sarahs Schlüssel – so heißt ein französischer Film aus dem Jahr 2010. Er erzählt die Geschichte einer jüdischen Familie in Paris, die 1942 deportiert wird. Als die Polizei die Familie aus der Wohnung holt, kann die zehnjährige Sarah ihren kleinen Bruder

verstecken, indem sie ihn in einem Wandschrank einschließt. Sarahs Eltern sterben später in Auschwitz. Sie selbst schafft noch in Frankreich die Flucht aus dem Lager. Sie hat ja den Schlüssel in der Tasche und muss ihren Bruder befreien. Doch als sie endlich in die Pariser Wohnung zurückkommt, ist es zu spät.

Nur Sarah überlebt den Krieg, sie zieht nach New York, heiratet und bekommt ein Kind. Aber das Trauma ihrer Kindheit, über das sie weder mit ihrem Mann noch mit ihrem Sohn spricht, holt sie ein: Sie hatte den Schlüssel zur Rettung ihres Bruders und hat versagt, so glaubt sie. Die Gewissensbisse treiben sie schließlich in den Suizid.

Der zweite Handlungsstrang des Filmes spielt in der Gegenwart. Die Journalistin Julia recherchiert über die Judendeportation in Frankreich und stößt dabei auf Sarahs Geschichte, denn ihre Schwiegereltern wohnen in der Wohnung, aus der damals Sarahs Familie vertrieben wurde. Ihr Schwiegervater, damals selbst noch ein Kind, erinnert sich an den verschlossenen Wandschrank und die grausige Entdeckung darin.

Der Film ist an manchen Stellen fast nicht zu ertragen und doch absolut sehenswert. Was Julia durch ihre Recherchen ans Tageslicht bringt, wollen die anderen nicht sehen. Nicht ihr Mann, der eben diese Wohnung für seine eigene Familie neu einrichten will und keine grausigen Erinnerungen braucht. Nicht ihre Schwiegereltern, deren Familie damals so günstig an die Wohnung kam und nicht nachfragte, warum. Und auch nicht Sarahs Sohn, der nichts von der jüdischen Identität seiner Mutter wusste und nicht mit deren Trauma konfrontiert werden will. Die Wahrheit soll lieber gut versteckt bleiben. Aber – so wird immer wieder deutlich – sie stinkt, wenn man sie wegschließt. So wie damals die Wohnung stank und keiner wusste warum, bis der Wandschrank geöffnet wurde.

Das Öffnen dieser verschlossenen Türen fordert einen hohen Preis – auch von Julia, deren Ehe auseinandergeht, obwohl sie ein Kind erwartet. Die letzte Szene des Films zeigt, wie Julia noch einmal Sarahs Sohn trifft. Ihre eigene kleine Tochter sitzt dabei im Kinderwagen. Auf seine Frage hin, wie das Mädchen heißt, antwortet die Mutter: Sarah. Und man ahnt, dass diese kleine Sarah ein Schlüssel werden könnte, der den Sohn mit dem Schicksal der Mutter versöhnt.

Mittwoch, 28. Juli 2021

Als ich klein war, habe ich einmal in der Nachttischschublade meiner Großmutter, in die ich eigentlich nicht hätte hineinschauen dürfen, einen Schlüssel gefunden. Neugierig, wie ich war, habe ich ihn ausprobiert. Für die Schublade selbst war er zu groß. Eher ein altmodischer Haustürschlüssel, der schwer in der Hand lag. Aber zur Haustür passte er nicht, auch nicht zur Garage oder zum Schuppen im Garten. Als meine Oma mich mit dem Schlüssel erwischte, kamen ihr die Tränen. Und ich begriff gar nichts. Ein Schlüssel, der zu nichts passt, was soll der wert sein? Aber sie legte ihn beinahe

zärtlich wieder zu ihren anderen Kostbarkeiten, den Schmuckstücken und alten Photographien.

Als meine Großeltern verstorben waren, tauchte der Schlüssel wieder auf. Mein Vater erklärte mir: „Das ist der Schlüssel zu unserem alten Haus in der DDR.“ Als sie 1956 ihren Bauernhof in Brandenburg verließen und in den Westen flohen, konnten sie nicht viel mitnehmen. Sorgsam verriegelte meine Oma damals ihr Zuhause, all ihr Hab und Gut, ihr ganzes bisheriges Leben. Nie mehr hat sie diese Tür aufgeschlossen, nie mehr ihr altes Zuhause gesehen. Der Schlüssel – er stand für den Schmerz des Abschieds. Für den Verlust der Heimat. Für die kleine Hoffnung, irgendwann einmal diesen Schlüssel doch wieder ins Schloss stecken zu können, auch wenn diese Hoffnung mit den Jahren im Westen immer kleiner wurde und irgendwann dann auch unbedeutend. Als die Grenze 1989 aufging, war meine Oma tot, und mein Opa wollte auf keinen Fall noch einmal zurück.

Es gibt viele solcher Schlüssel. Schlüssel, die einmal zu Häusern in Schlesien oder in Ostpreußen passten. Schlüssel, die an ein Zuhause in Palästina oder Syrien erinnern, das längst in Schutt und Asche liegt. Schlüssel aus Afghanistan oder Eritrea, die die Geflüchteten mit ins Ausland retten.

Diese Schlüssel öffnen Türen zu anderen Zeiten, Welten und Kulturen. Sie sind Schlüssel zu glücklichen und schmerzhaften Erinnerungen. Meine Oma hat erst viel später darüber gesprochen. Mein Vater dann mehr. Und er hat den Schlüssel behalten, ein Schlüssel, der auch ein Schlüssel zu seiner Kindheit ist.

Donnerstag, 29. Juli 2021

Schlüssel heißt auf Latein *calvis*, auf Altgriechisch *κλεις* (*kleis*). Das steckt in unserem Wort Inklusion. Der Begriff hat sich seit gut 15, 20 Jahren bei uns durchgesetzt. Vorher sprach man oft von Integration. Bei der Integration wird vorausgesetzt: Es gibt sowas wie „normal“ und „anders“. Was normal ist, bestimmt der Durchschnitt. Das Nicht-ganz-so-Normale soll möglichst integriert werden, was im Endeffekt heißt: das Außergewöhnliche soll sich dem Durchschnitt anpassen. Inklusion dagegen besagt, dass der Durchschnitt nicht einfach die Norm vorgeben darf, sondern dass die Definition von „normal“ ausgeweitet werden muss. Normal ist auch das, was in geringer Zahl vorkommt. Nicht Einzelne müssen sich ändern, um dazuzugehören, sondern die Gesellschaft muss sich ändern, damit alle dazugehören können.

Inklusion ist damit ein Schlüssel, damit unsere Gesellschaft friedlich funktionieren kann. Ohne das Außergewöhnliche wird eine Gesellschaft gewöhnlich, mittelmäßig, träge. Vielfalt als Reichtum! Das klingt schön und sehr politisch korrekt. Aber leicht ist es nicht.

In den Wochen, als coronabedingt fast alles per *Zoom* lief, habe ich viele Einblicke in Wohn- und Arbeitszimmer erhalten. Und sehr häufig war der Hintergrund der Kachel eine recht gut bestückte Bücherwand. Das bildungsbürgerliche Milieu trifft sich, könnte man sagen. Und das ist häufig das Problem: In unserem Alltag treffen wir auf eine Gruppe, die sich, was Milieu, Herkunft, Sprache, Kultur betrifft, sehr ähnlich ist. Und die uns deswegen ganz automatisch eine Definition liefert, was wir als „normal“ empfinden. Aber Empfindungen dürfen nicht mit Fakten verwechselt und nicht zu Argumenten gemacht werden.

Das Gewohnte und Vertraute gibt Halt und Sicherheit, das „Andere“ stellt uns in Frage. Allem gleich wertschätzend zu begegnen, ist eine Forderung, die ich im Kopf gut bejahen kann. Im Bauch, im Herz, im Alltag hinke ich allerdings oft hinterher. Und so ist es für mich immer wieder ein heilsames Schlüsselerlebnis, wenn sich meine Definition von „normal“ weitet. Was dann geschieht, wenn ich Menschen begegne, die anders normal sind als ich. Insofern sind für mich Reisen, bei denen ich andere Kulturen, Sprachen, Traditionen kennenlerne, nicht nur touristisches Vergnügen, sondern immer auch Türöffner.

Freitag, 30. Juli 2021

Kennen Sie Hägar, den Schrecklichen? Diese Comicfigur ist der Anführer einer Gruppe von Wikingern, die sich – wie Wikinger das eben so tun – regelmäßig auf Eroberungszüge begibt. Allerdings verbringt Hägar auch gerne und viel Zeit in seiner Stammkneipe. Sein bester Freund ist Sven Glückspilz, der allerdings eher ein Pechvogel ist, und auch nicht der Allerschlauste.

Einer der Comics zeigt die beiden beim Bier. „Wenn es eines gibt, das ich im Laufe der Zeit gelernt habe, dann das“, sagt Hägar. Und auf die verheißungsvollen Pünktchen der ersten Sprechblase folgt im nächsten Bild der Allgemeinplatz: „Der Schlüssel zum Glück liegt in einem selbst.“ Daraufhin Sven ganz entsetzt und in Fettdruck: „Du hast den Schlüssel zum Glück verschluckt?!“

Ich gebe Hägar Recht: Wir Menschen tragen die Fähigkeit, glücklich zu sein, in uns selbst. Äußere Rahmenbedingungen können das Glückliche erleichtern oder sehr schwer machen. Aber es gibt ja genügend Beispiele von Menschen, die in einem scheinbar wunderbaren Leben totunglücklich sind, und von anderen, die sich auf einem wirklich schweren Lebensweg innere Zufriedenheit bewahren. Der Schlüssel liegt in uns selbst.

Aber – wie kommt man da ran? Oft genug wirkt er ja wie verschluckt, liegt dann schwer im Magen und schließt eben gar nichts auf. So ungefähr spiegelt sich das auch auf dem Gesichtsausdruck von Hägar.

Wenn ich Eltern im Taufgespräch frage, was sie sich für ihr Kind wünschen, dann kommt eigentlich immer als Antwort: Dass es ein glücklicher Mensch wird. Und ihr Wunsch, das Kind taufen zu lassen, hat oft etwas mit der Suche nach diesem Schlüssel zum Glück zu tun. „Ich will, dass es meinem Kind gut geht, aber der Schlüssel dazu liegt nicht allein in meiner Hand, sondern in einer höheren Macht oder einem tieferen Sinn“ – wie auch immer das dann formuliert wird. Der Segen in der Taufe verheißt etwas vom gelingenden, glücklichen Leben. Für mich liegt der Schlüssel zum Glück im Vertrauen. In der Taufe verspricht Gott, einen Menschen zu begleiten in seinem Leben, ihn zwar nicht vor jedem Leid zu bewahren, aber ihn im Leid zu bewahren. Wer lernt, darauf zu vertrauen, ich glaube, der trägt den Schlüssel zum Glück in sich, ohne sich daran zu verschlucken.

Samstag, 1. August 2021

*Mein Schlüssel
Hat das Haus verloren
Ich gehe von Haus zu Haus
Keines passt*

So schreibt die Dichterin Rose Ausländer. Ich vermute, jede und jeder von uns hat schon mal einen Schlüssel verloren. Furchtbare Situation. Man sucht hektisch alles ab, aber die Dinge sind ja klein, können schnell irgendwo dazwischen rutschen und unsichtbar werden.

In diesem Gedicht ist aber nicht der Schlüssel verloren gegangen, sondern das Haus dazu. Das, was eigentlich fest und unverrückbar ist, verschwindet. Nur der kleine Schlüssel bleibt und ist – gerade noch so wichtig – plötzlich völlig nutzlos. Ein Haus kann ja eigentlich nicht unsichtbar werden, und doch kann es verloren gehen. Dann, wenn Menschen vertrieben werden, flüchten müssen, wenn das Haus zerstört wird. Wer sein Haus verliert, verliert sein Zuhause – das Dach über dem Kopf, die eigenen vier Wände, die Bilder daran, das Bett, den Sessel, den Tisch.

Rose Ausländer hat ihr Haus verloren. Geboren wurde sie in einem Gebiet, das bei ihrer Geburt in Österreich-Ungarn lag, nach dem Ersten Weltkrieg zu Rumänien gehörte, nach dem Zweiten zwischen Rumänien und der Ukraine aufgeteilt wurde. In den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts verlässt sie ihr Haus und wandert nach Amerika aus, kehrt dann aber zur schwer erkrankten Mutter zurück. Ob ihr Schlüssel damals noch passte? Als die Nazis kommen, versteckt sich die Jüdin zehn Jahre lang in Kellern. Da passt sicher gar nichts. Also versucht sie nach dem Krieg noch einmal, in Amerika ein passendes Haus zu finden. 1965 kehrt die Dichterin aber in das Haus ihrer Muttersprache zurück – nach Deutschland also. Die letzten 15 Jahre ihres Lebens wohnt sie im Altersheim, zehn Jahre lang verlässt sie – bettlägerig geworden – ihr Zimmer nicht mehr. Ob Rose Ausländer jemals ein Haus für ihren Schlüssel gefunden hat?

Wie viele wohl heute von Haus zu Haus gehen und die Erfahrung machen, dass keines passt zu dem Schlüssel, den sie aus ihrer Heimat, aus ihrer Kultur mitgebracht haben?! Sie stellen fest: Wenn nichts passt, dann wird Anpassung erwartet von denen, die die passenden Hausschlüssel haben.

Wenn die alten Schlüssel die fremden Häuser nicht aufschließen können, braucht es andere Schlüssel. „Immer sind es Menschen“, schreibt Rose Ausländer in einem anderen Gedicht. Es sind Menschen, die den Heimatlosen zum Schlüssel werden können für fremde Häuser, damit ein neues Zuhause entstehen kann.